

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Band:** 3 (1899-1900)  
**Heft:** 5

**Artikel:** Der närrische Maler [Schluss folgt]  
**Autor:** Hansjakob, Henrich  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-662829>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 19.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Der närrische Maler.

Von Heinrich Hansjakob, Freiburg i. Br.

In Volkskreisen stehen bekanntlich Maler, Schauspieler, Musikanten und Lumpen auf ein und derselben Rangliste. Warum? Weil es unter den drei Erstgenannten am meisten verbummelte Existenzen gibt, die in den unteren Volksschichten ihr Brod suchen müssen und dann naturgemäß vielfach zu allen Eigenschaften des Lumpen herabsinken.

Die malende Kunst, das Schauspiel und die Musik gehören in ihrer Vollendung mit zu den höchsten Leistungen menschlichen Talents. Aber in gewissem Sinne kann man auch hier sagen: „Corruptio optimi pessima“, je idealer eine Kunst, ein Stand angelegt ist, um so tiefer der Fall, je mehr man sich vom Ideal entfernt. Und da es nirgends mehr Stümper gibt und Pfüscher als auf dem Gebiete der genannten idealen Künste, so treffen wir auch hier am meisten verkommene Menschen.

Es sind ja lauter arme, mehr oder weniger herabgekommene Individuen, die unter dem Volke malen, Musik machen und Theater spielen. Deshalb gelten jene Künste beim Volke nicht blos als brotlos, sondern auch als verächtlich. Das Volk kennt die großen und wahren Künstler nicht, noch ihre Leistungen, und taxirt Malerei, Schauspiel und Musik nur nach der ihm gebotenen Anschauung und Erfahrung, und so entsteht eben jenes ungünstige Urteil.

Drum können wir es auch dem alten „Jäger“ nicht verübeln, wenn er in Zorn darüber geriet, daß seine Tochter mit einem „brotlosen, halbverrückten Maler“ anbinden wollte. Vergeblich wies sie darauf hin, daß der Karle kein Lump sei, viel Geld verdiene und niemand ihm etwas Schlechtes nachsagen könne. Als eines Tages der junge Künstler dem Alten begegnete im Urwald, „am heiligen Brunnen“, da drohte ihm dieser mit seinem Gewehr, wenn er die Mine nicht lasse, die nie und nimmermehr einen Maler und Tagdieb heiraten dürfe. Ohne eine Gegenrede eilte der arme Künstler den Wald hinab. Wo er roh behandelt wurde, antwortete er gar nicht oder, wie wir oben gesehen, höhnisch. Um Hohn war es ihm aber jetzt nicht zu tun, da er dem Vater seiner Geliebten gegenüberstand.

Am Abend unter der Klosterlinde erfuhr die Mine, was im Wald sich zugetragen. Sie selbst erzählte, wie sie bald des Lebens nicht mehr sicher sei daheim. So oft der Vater von seinem Abendschoppen im Kreuz heimkehre, sei er aufs neue wütend, weil er jedesmal in der Gesellschaft sich müsse „aufziehen“ lassen wegen des verrückten „Malers“, dessen

Narrheit das Madonnabild dargelegt hätte. Er wolle sie jetzt nach Amerika spediren, wenn der Lump noch lange im „Städtle“ sei und die Bekanntschaft nicht aufhöre.

Tags darauf war der Maler fort.

Erst trieb's ihn weiter. In dem Städel'schen Kunstinstitut in Frankfurt taucht er auf. Der Professor Hessemer, Architekt, Maler und Dichter, erkennt sein außergewöhnliches Talent und protegirt ihn.

Der geniale Künstler Weidenbusch, später vom gleichen Schicksal befallen wie Sandhas, wird sein Freund.

Später finden wir den Ruhelosen in Düsseldorf. Doch das Heimweh und die Liebe brachten ihn der Heimat wieder näher. Er erscheint in Freiburg und läßt sich hier nieder. Von da aus hat er nicht weit nach Hasle.

Er konnte das Kinzigthal, nach dem ein stetes Sehnen ihn zog, leicht erreichen — und auch die Mine treffen unter dem Lindenbaum.

Die Täler der Heimat, die stillen, einsamen Höfe, die schlichten Landleute mit ihren malerischen Trachten füllten seine Einbildung und seine Skizzenbücher.

Mit manchem „flüchtigen“ Aquarellbild dankte er den Bauern für ein frugales Mahl und für ein Lager auf Stroh, wenn er von Freiburg aus in den Bergen der Heimat umherstreifte.

Manchmal verließ er zur Sommerszeit, wenn die Nacht hereinbrach, die Dreisamstadt, legte die neun Stunden bis Hasle wie ein Schnelläufer zurück, badete bei Sonnenaufgang in der heimatlichen Kinzig, und, gestärkt durchs Bad und den Anblick seines Lieblingstales, zog er in der Glühhitze des Mittags wieder Freiburg zu, um oft des andern Tages den Weg wieder zu machen.

Sandhas stand stark in den vierziger Jahren, als er in meine Erkenntnis trat, und damals noch schauten wir Buben staunend ihm nach, wenn er vom Städtchen dem Walde zuschritt und bergan eilte. Ich habe noch nie einen Mann so schnell und leicht dahinschreiten sehen, seinen großen Naturstock elegant in der Luft schwenkend.

Eines Tages, so erzählen alte Leute heute noch, begegnete dem Karle, auf seinem Weg von Freiburg, der alte Kreuzwirt Merkle von Hasle. Dieser war mit seinem flotten Einspänner im Markgräflerland gewesen, um Wein zu kaufen, und eben auf der Heimfahrt durchs Elztal hinauf. Er lud den Maler ein zum Mitfahren; der aber lachte und meinte, er käme noch vor ihm heim.

Und richtig, als der Kreuzwirt, der unterwegs nur einmal seinem Pferd kurze Rast gegönnt hatte, heimkam, saß der Sandhas schon im Kreuz bei einem Schoppen.

Aber bisweilen traf er auch erst spät am Abend in Hasle ein auf einsamen Pfaden, damit niemand ihn sehe — außer die arme Mine.

Am Lindenbaum traf er sie jeweilen, redete, was das Herz und die Verhältnisse eingaben, suchte im Dunkel der Nacht die Mutter auf zu einem „Grüß Gott“, und noch bevor des Schloßbauern Hahn bei der alten Heiburg auf der Höhe des Elztales zum ersten Mal krächte, huschte der Sandhas am Schloßhof vorbei, und ehe der Wächter auf dem Münster-turm in Freiburg den Tag einläutete, schritt er hier wieder zum Christofs-tor hinein.

Er wohnte in Freiburg im ehemaligen Allerheiligen-Kloster beim Hofgerichtsrat Neumann, dessen Sohn der Oberamtsrichter a. D. Neumann, heute ein Achtziger, noch vom Maler Sandhas zu erzählen weiß.

Neumann kam als Knabe oft in das Atelier des Künstlers und erinnert sich eines großen Bildes, an dem dieser damals malte, und das den Faust und seinen Mephisto darstellte.

Auch besitzt dieser Herr noch eine Bleistift-Zeichnung von Sandhas, das Haslacher Kloster und den Lindenbaum darstellend.

Sein Ruf als Porträtmaler verschaffte dem Karle in der alten Jähringer-Stadt Arbeit und Geld und Freunde genug. Der damals bekannte Pathologe Professor Baumgärtner, von der präzisen Ausführung seiner Bilder überrascht, machte ihn zum Mitarbeiter an seinem Werke „Physiognomik der Krankheiten“. Sandhas zeichnete im Spital die Gesichtszüge der einzelnen Kranken, und der Professor wies am Gesichtsausdruck die verschiedenen Uebel, die so sich ausprägten, nach.

Für jeden Kopf bekam der Maler zwei Kronentaler.

Stets trug er mehr Leid als Freude über die Berge, wenn er zurückwanderte in der Stille der Nacht. Die Mine hatte ihm immer zu erzählen von ihren Plagen im Elternhaus. Kaum war „der lumpige Moler“, wie der alte Jäger zu sagen pflegte, vor zwei Jahren aus dem Städtchen fortgezogen, so war ein Freier gekommen, der dem Alten gefiel. Drüben in Hausach auf der fürstenbergischen Hammerschmiede war er angestellt als Buchführer, hatte sein täglich Brod, freie Wohnung, Holz und Licht, mit der Aussicht, einmal Verwalter zu werden auf einem der vielen fürstlichen „Hämmer“ im Schwarzwald.

Das war des alten Jägers Mann, aber nicht der seiner Tochter. Sie weigerte sich fort und fort, dem Wunsch des Vaters gemäß mit dem Werkschreiber von Husen „eine Bekanntschaft anzufangen“. Und als ihn

der Vater eines Sonntags ins „Jägerhäusle“ am Graben brachte, um ihn der Mine vorzustellen, da floh sie — hinauf in den Urwald, der in kurzem auch ihrem Karle als Aufenthalt dienen sollte.

Da sie am Abend und in der Nacht nicht heimgekehrt war, wich der Zorn des alten Jägers der Angst, das Mädchen könne sich etwas angetan haben. In der Nacht noch bot er seine Waldhüter auf, um die Mine zu suchen.

Bei Tagesanbruch trafen sie die Arme am „heiligen Brunnen,“ mitten im Urwald, schlafend unter einer alten Buche.

Der Vater gab ihr gute Worte, und weinend folgte ihm die Tochter zurück ins Elternhaus, wo schon nach wenig Tagen der Werkschreiber von Hufen wieder das Gespräch des Jägers bildete, während im Städtle ihre Flucht über alle Zungen ging und man ihr alles Schlimme gönnte, weil sie sich als Muttergottes habe malen lassen.

Bald ließ der Vater sich vernehmen: Wenn sie wieder fortgehe, wenn der Werkschreiber komme, solle sie nur fortbleiben. Es reue ihn, daß er sie gesucht und gefunden im Urwald. Aber alles käme daher, daß der Lump, der Sandhas, in Freiburg sitze und sich von Zeit zu Zeit in Hasle blicken ließe.

Kein Wunder, wenn das Herz des geplagten und verspotteten Mädchens endlich brach. Dieses Herz hatte schon so viel ertragen müssen vom unerbittlichen Vater und vom spottenden Volke. Fieberhitze warf die Mine aufs Krankenlager in einsamer Kammer. Der Karle hatte indes in Freiburg viele Kronentaler ermalt und erzeichnet und sie sparsam zusammengetan. Seine Erholung suchte er auch in der Breisgaustadt meist in der Natur, in den herrlichen Waldbergen um Freiburg herum, wobei seine Flöte ihn immer begleitete. Einsam im Walde zu spielen und in sie sein Leid hineinzublase, war später in noch trübereu Tagen seine Freude.

Die Woche, an deren letztem Tage sie sich, wie das letzte Mal ausgemacht worden war, unter der Linde wieder finden sollten, ging zu Ende. Der Maler brach früher auf als sonst. Trotzdem er seine sämtlichen Kronentaler — und es waren nicht wenige — mitnahm, um sie der Mine zu geben, daß sie dem Vater den Schatz zeige und ihm beweise, daß der Sandhas kein Lump sei — trotzdem wollte heute keine Freude in ihm aufkommen. Ein banges Gefühl beschlich ihn, während er das Elztal hinaufeilte.

Auf der „Eck“, im Wirtshaus „zum Kößle“, trank er gegen Abend einen Schoppen. Einsam steht dies Wirtshaus auf dem Scheitel der Bergstraße, und die Fuhrleute und Fußgänger machen hier jeweilen Rast

nach überstandenen Aufstieg, sei es aus dem Elztal oder aus dem Kinzigtal.

Hier tönte dem Karle beim Weiterschreiten vom Tal herauf die große Glocke von Hasle dumpf und leise ans Ohr. Es ward ihm noch banger. Das Läuten kam ihm so unheimlich vor. Und doch geht über diese Ecke einmal in jedem Jahr ein poetisches Läuten wie selten irgendwo in der Welt.

Auf dieser höchsten Höhe zwischen Elz- und Kinzigtal versammeln sich alljährlich am Pfingstmontag die Hirtenbuben der ganzen Umgebung zum „Glockenfest“.

Vom ersten Maitag bis Gallustag (16. Oktober) sitzen diese Buben einsam und verlassen bei ihren Heerden in Schluchten, Hochtälern und auf Bergeshöhen. Jedes ihrer Tiere hat eine Glocke, und am Glockenton erkennt der Hirte, wo dieses oder jenes Stück steht. Sein Lieblingstier trägt die hell- und wohlklingendste Glocke, und jeder Hirte bemüht sich, eine solche zu bekommen. Die „Gehöre“ sind aber so verschieden wie die „Geschmäcker“, und so hat jeder Hirtenbub eine andere Tonliebhabelei. Darum kommen die Buben alljährlich einmal aus den Bergen herab und von den Tälern herauf auf die Eck, um die Glocken zu vertauschen.

Da hat der eine Hirte auf dem Martini-Markt eine Glocke gekauft; die hat ihm drunten ihm „Städtle“ zwischen den engen Gassen gar wohl geklungen, und jetzt auf der reinen, lustigen Höhe hört er sie fast nimmer, wenn das Tier nur wenige Schritte von ihm weg ist. Dem andern hat der Bauer eine gebracht vom vergangenen Fastenmarkt, und beim ersten Ausfahren mit dem Vieh hat der Bube gemerkt, daß es „die lez“ ist. Deshalb findet das Glockenfest statt, damit jeder eine Glocke bekomme, die seiner Stimmung und Harmonielehre entspricht. Da ist dann ein Klingeln und Glöckeln den ganzen Nachmittag. Am Ohr und in der Ferne werden die Schellen probirt, bis jeder seinen Ton hat.

Auch einzelne Hirtenmädchen kommen. Mancher Bauer hatte keine Buben, aber „starke Maidle“ im Ueberfluß; die müssen dann hüten. Oder der Bub hütet das Großvieh und ein Mädchen die Ziegen und Schafe. Das „Maidle“ will aber auch dem Gaisbock oder dem Widder eine Glocke anhängen, und so erscheinen auch die Mädchen beim Tausch und treten, wenn auch nicht so ernstlich und vielseitig, in den Handel ein.

Gegen Abend wird im Köftele eingefeiert; denn der Tausch ist auf freier Haide vor sich gegangen. Da wird dann eins getrunken und wohl auch ein Tänzlein getan ohne Erlaubnis des Bezirksamts. Es wäre ja jammerschade, wenn bei einem so poetischen Feste die Bureaukratie etwas darein zu reden hätte!

Beim „Zunachten“ machen sich die Hirten auf den Heimweg, bergauf und talab. Sobald er allein ist, der Hirtentnabe, probirt er erst recht nochmals seine neuen Glocken, und es ist ein wunderbares Klingeln und Glöckeln in den Abend und in die Berge hinein. An manchem Bauernhof, wo alles schon zur Ruhe gegangen, klingelt's vorbei, und die drinnen, die das Klingeln hören und aufwachen, sagen sich: „Die Hirten gehen heim vom Glockenfest.“ —

Es ist der einzige freie Nachmittag, den der Hirte den Sommer über hat, und es geht gar mancher Sturm und Donner über ihn und seine Herde hin bis zum Herbst und zum „Martis-Märkt“, wo er wieder einen freien Tag hat zum Jahrmarkt nach Hasle. Und der Hirtenbub und das Knechtlein, der Knecht und die Magd in den Bergen des Einzigtals machen beim Dienst Eintritt zur Bedingung Freiheit am Maie-Märkt, am Glockenfest und am Martis-Märkt! Bescheidene, frohe und glückliche Menschen! —

Leider geht mit dem Hüten alljährlich auch das Glockenfest mehr ein, und das hat mit ihrem Läuten die Kultur getan! —

Je banger es dem jungen Maler, der heute von der Höhe zu Tal stieg, ums Herz ward beim fernen Glockenton, um so mehr beschleunigte er seine Schritte. Unten im Tal angekommen, lenkte er abseits von der Straße und schlug den Pfad ein am „Bächlewald“ hin.

Hier begegnete ihm der Mattenmüller von Hoffstetten, welcher am Waldbrand seine Mühle stehen hatte, von der ihn etwa fünfzehn Jahre später zur Winterszeit der Mühlbach forttrieb und als Leiche nach Haslach brachte. Ich sah als Knabe den Mattenmüller im Klosterbach liegen, unweit der Stelle, wo der Lindenbaum des Malers und der Mine stand.

Der Müller kannte den Karle wohl. War er ja schon oft oberhalb der Mühle am Wald gefessen und hatte gezeichnet oder die Mühle passirt auf seinem Wege von und nach Freiburg. Sonst wortkarg, trieb es den Sandhas diesmal, den Mattenmüller zu stellen und über sein Woher zu befragen. Dieser war im Städtle gewesen und hatte „Beuteltuch“ geholt für seine Mahlgänge. „Hat es nicht vorhin Scheidzeichen geläutet?“ fragte der Maler. „Ja freilich“, meinte der Müller. „Ich bin gerade im Rappen bei einem Schoppen gefessen, da läutete es. Gleich darauf kam des Rappenwirts Bub heim und erzählte, man läute für Jägers Mine, sie sei am Nervenfieber gestorben.“

Wenn ein Blitz in eine Eiche schlägt, kann er sie nicht so tief ins Lebensmark hinein erschüttern, wie diese Nachricht den großen, starken Mann traf der vor dem Mattenmüller stand am Bächlewald.

Es war nicht Bosheit, sondern die bisweilen diabolisch klingende Naivetät des ungebildeten Menschen, wenn der Müller mit seinem roten, gutmütigen Gesicht noch hinzufügte: „Ihr habt sie wohl gekannt, Sandhas; denn gar oft hab' ich seiner Zeit davon erzählen hören, daß Ihr sie auf ein Bild gemalt habt.“ — „Ja, ich habe sie gekannt“, meinte trocken der aufs tiefste Betroffene und verabschiedete den Unglücksboten. Dann setzte er sich unter die nächste Tanne und weinte, daß der ganze Wald sich hätte erbarmen mögen, weinte, bis es Nacht wurde.

Jetzt schritt er langsam dem Städtchen zu, wie berauscht vom Schmerz, und nahte am obern Graben dem kleinen Häuschen des Jägers. Es war Licht in der Kammer des zweiten Stockwerks, wo die Mine gewohnt. Das Licht zitterte zwischen den Blumenstöcken durch, die vor ihrem Fenster standen, und dies war geöffnet, und auf die Straße drangen die Worte der Nachbarsfrauen, die den Rosenkranz beteten vor der Leiche: „Herr gib ihr die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihr!“

Und drunten stand der arme Karle und senkte sein Haupt, und die Gebetesworte gingen auf ihn nieder wie Pfeile auf einen Gebundenen. Er hätte gern mitgebetet droben, wäre gern niedergekniet, um die Tote nochmals zu sehen. Aber er wollte ihre Ruhe nicht stören dadurch, daß er dem Vater sich gezeigt, der ihn wohl als den Mörder seines Kindes empfangen und fortgejagt hätte.

Unmittelbar hinter ihm erhob sich der alte Kirchturm des Städtchens, von dem herab schon so manch' Scheidzeichen ertönte. Er bildet mit einigen alten Häusern einen dunkeln Winkel. In diesem blieb der Karle noch lange Zeit in stillem Weh stehen, nachdem er sich aus der unmittelbaren Nähe des Totenhauses entfernt hatte.

Aus dem kleinen Gäßchen, das vom „Bergfidele“ herabführte zum Graben und zum Häuschen des Jägers, kamen im Dunkel der Nacht zwei Frauen, um auch noch zum Rosenkranz zu gehen für die tote Mine. Der Maler hörte es genau, als eine zur andern sagte: „Am Tod von dem Maide ist niemand anderer schuld als der verrückt Sandhas. Die Muttergottes hat sich gerächt, weil er sie auf das Altarbild gemalt.“

Jetzt kannte der arme Karle die Volksstimme im Städtchen, und zu all' dem eigenen Leid, das der Tod der Mine ihm gemacht, kam noch der unsagbare Schmerz, als der Ursäher ihres Todes zu gelten.

Es wurde dunkel in seinem Geiste. Er taumelte hinaus an die Ringigbrücke. Dort, wo seine Mutter einst gestanden in kalter Winternacht mit ihrem Kinde, dort stand jetzt der stattliche, schöne Mann, der aus jenem Kinde herangewachsen, und trug wohl so herbes Weh, als in jener dunkeln Nacht seine Mutter getragen. Aber er fühlte die Last des



Leides vielleicht nicht so wie sie damals, weil der erste Schatten der geistigen Annachtung an diesem Abend auf ihn gefallen war.

Er tat etwas, was man als armselige Erfindung von mir bezeichnen könnte, wenn es nicht einem Narren gleichsähe. Er nahm seine Kronentaler aus den Taschen und warf einen um den andern in den Fluß. Zu jedem Wurf drang aus seiner Seele der bittere Ruf: „Gestorben — fahre hin!“

Und als er arm war, so arm wie in jener Nacht, da die Mutter ihn über die Brücke trug, kehrte er heim zu dieser, um neuen Kummer dem Mutterherzen zu bringen.

Am andern Morgen kam des „Lange-Seppe-Agath“, eine Freundin Gretles. Sie hatte bei der Mine gewacht in der letzten Lebensnacht und diese sie beim Scheiden von dieser Welt noch gebeten, zum Gretle zu gehen mit ihrem letzten Gruß an den Karle. Bei dieser Nachricht lebte er einen Augenblick auf aus seinem dumpfen Hinbrüten; es war der einzige Lichtstrahl in seine dunkle Seele, daß die Mine noch seiner gedacht.

Am zweiten Tag trugen sie das so früh vom Tod geholte Mädchen hinab zur letzten Ruhe. Droben „am roten Kreuz“ unter den Tannen des Urwalds stand, wie versteinert vom Leid, der arme Maler. Er sah den Leichenzug die weiße Straße hinabziehen, die vom untern Tor zum Gottesacker führt. Sie trugen seine ganze Lebensfreude, alle seine Hoffnungen mit hinab ins Grab. Als der Zug unter der Brücke am Klosterbach verschwunden war, verschwand auch der Karle im Wald.

Der Wald, stets ein Lieblingsrevier dem Knaben, wurde fortan dem Unglücklichen die Stätte, in der er sein Leid vergrub.

Mit dem Sohne litt am meisten die Mutter, das unglückliche Gretle. Wenn er tagelang im Wald umherirrte, dachte sie jeweilen ans schlimmste und war glücklich bei allem Unglück, wenn er bisweilen spät in der Nacht, ungesehen von den Menschen, für einige Stunden ins kleine Häuschen heimkehrte.

Vergeblich war das Bemühen befreundeter Bürger, den Künstler wieder zu bestimmen, nach Freiburg zurückzukehren oder ihn in Hasle zu beschäftigen durch Aufträge zu Porträten.

Wenn er sich zu einem solchen verstand, und es saß ihm die Person, so schaute er beim Sitzen oft über dieselbe zum Fenster hinaus und zeichnete dann aufs Papier ein gegenüberliegendes Haus oder eine vorübergehende Person — und aus dem Porträt wurde nichts.

Eine letzte Hoffnung trug die arme Mutter immer noch mit sich herum, die, den Sohn seinem Vater zuzuführen und so den erstern fürs Leben wiederzugewinnen.

Längst schon hatte der Karle von der Mutter selbst Aufschluß verlangt über seine dunkle Herkunft, die er aus den spöttischen Andeutungen anderer Menschen frühzeitig ahnte. Längst wußte er auch, wer sein Vater sei und wo er wohne, aber jetzt erst gelang es der Mutter, den geistig aufgeregten Sohn zu bestimmen, den Mut zu fassen und den wohlhabenden, greisen Vater in Hüfingen aufzusuchen.

Der alte, pensionirte Gefällverwalter war ein kunstsinziger Herr und ein Sammler in der Richtung. Seiner Schwester Sohn war der bedeutende Maler und Galeriedirektor J. B. Seele in Stuttgart gewesen, der 1814 jung aus dem Leben schied.

Seine Studienbilder aus Italien, seine besten Skizzen aus Berg und Tal nahm der Karle in eine Mappe und dazu jenes Aquarellbild der Mutter, das er vor Jahren gemalt. So zog er das Tal hinauf, der Baar und Hüfingen zu.

Karles Seele war verbittert und blieb es. Er dachte nur an das, was die Mutter einst geduldet. Haß und Verachtung gegen den — Vater waren bei ihm eingezogen. An diesem wollt' er die Mutter rächen, weil er nach dem, was er wußte, von ihm nichts mehr erwartete. Er hatte mit dem Tode der Mine seine Sache auf nichts gestellt und in seiner dormaligen Stimmung nichts mehr zu verlieren.

Während er über die Höhen des Schwarzwalds hinüberzog ins Bregtal, machte er sich seinen Plan. Die Gebirgswelt im obern Gutachtal, die liebliche Fernsicht auf der Wasserscheide zwischen Donau und Rhein ließen ihn kalt. Er dachte nur an seine Rache.

Schon von der Mutter hatte er vernommen, daß der Gefällverwalter ein großer Freund der malenden Kunst gewesen sei und viele alte Bilder besessen habe. Sie meinte, der Sohn habe sein Künstlertalent vom Vater ererbt. Auf diese Liebhaberei des alten Herrn baute der Sandhas seinen Plan.

Im Städtchen an der Breg angekommen, läßt er sich beim alten Kunstfreund anmelden als Maler „Karle“, der eben aus Italien zurückgekommen sei und, auf einer Studienreise durch den Schwarzwald begriffen, dem einzigen Kunstverständigen des Ortes sich vorstellen wolle.

Der Alte empfing den Maler „Karle“ aufs freundlichste; um so mehr fiel ihm der Ernst des schönen jungen Mannes auf. „Sie bringen gewiß Studien mit von Neapel und Rom“, meinte der Gefällverwalter. „Ja“, erwiderte trocken der Maler; „doch die beste Studie bring' ich Ihnen vom Kinzigtal.“ Verwirrt durch dies sonderbare Wort, weicht jener dem festen Blick des ihm unheimlich werdenden Mannes aus.

„Setzen wir uns“, meinte der „narrische Maler“, „und ich zeige

Ihnen meine Studien, eine nach der andern." Der Alte kämpft seine innere Bangigkeit nieder, und der Karle reichte ihm Blatt um Blatt, Bilder von Mailand bis Palermo. Jedes Blatt bekommt ein bewunderndes Wort der Kritik. „Sie haben in ihrem Fache Großes geleistet“, sagte gegen Ende der Beschauer.

„Ich habe stets redlich gestrebt, das Höchste zu erreichen,“ erwiderte der Maler; doch ständ' es besser um meine Sache, wenn andere ihre Pflicht getan hätten.“

Bei diesen Worten hielt er zitternd in der Hand das letzte Blatt — das Porträt der Mutter. „Kennen Sie vielleicht dies Weib? Zwar haben Schicksal und Zeit mit harter Hand Furchen in das einst schöne Gesicht gegraben, aber wer sie früher gekannt, erkennt sie doch wieder. Als sie im Zauber ihrer Jugend blühte, hat sie dem falschen Wort eines Heuchlers geglaubt. Sie fiel, und die Gefallene stieß der Schurke mit-leidslos ins Elend.“ Er hat sich aufgerichtet bei diesen Worten in seiner ganzen Größe — der närrische Maler, und endigt nun: „Der sie betrogen, sind Sie gewesen, und vor Ihnen steht der schmachbeladene Sohn.“

Da schallt durchs Zimmer ein höhnisches Gelächter. Der alte Sünder hat sich gefaßt. „Komödiantenspuß!“ ruft er — „doch gut gespielt, drum nehmt zum Dank dafür ein wenig Geld!“

Dieser Hohn des Vaters bringt den so mutvoll aufgetretenen Sohn ins Wanken. Sprachlos eilt er davon.

„Das war ein schrecklicher Mensch!“ soll — nach wohlverbürgter Mitteilung — der Gefällverwalter zu seiner alten „Hauserin“ gesagt haben, als der Fremde fort war. Bald darauf haben sie den alten, lieblosen Mann in Hüfingen begraben.

Von dem Dämon der Geistesnacht getrieben, stürmte der Karle denselben Weg zurück, den einst seine Mutter mit ihm als Kind gegangen war.

Nur ihr hat er erzählt, was vorgegangen in Hüfingen. Sie erzählt's am andern Tag ihrem Bruder, dem Schmied, — und dann sank sie in stillen Irrsinn, aus dem sie nicht mehr erwachte. Sie kannte kaum noch für Augenblicke ihren Sohn.

So erlöste sie der Tod. Im Februar 1830 haben sie das Gretle begraben.

Wiederum stand der Karle am roten Kreuz, als sie die Mutter hinabtrugen zur Mine. Er vermochte es nicht, dem Sarg zu folgen. Jetzt galt er dem Volke als ganz verrückt, und von dem Tage an nannten sie ihn allgemein bis ans Ende seines Lebens nur den „närrschten Moler“ oder den „närrschten Sandhas“. Schon da die Mutter noch tot im

Stübchen lag, ward ihm die Wohnung gekündigt. Niemand wollte den stolzen, höhnischen, närrischen Mann im Hause haben, der mit stummer Verachtung auf die Leute im Städtchen herabsah oder, wenn er zum Reden gereizt ward, mit Hohn heimzahlte. In seinem Innern aber vermochte niemand zu lesen, um ihn anders zu beurteilen.

Drunten neben dem Kirchhof stand in jenen Tagen noch das „Gott-lüthus“; dorthin kamen alle, die sonst gesund waren, aber keine Herberge hatten. Hier hätte man auch dem Karle eine Stube angewiesen, wenn er darum sich beworben. Ans Fortgehen, ans Schaffen in der Welt dachte er nicht mehr seit jener Nacht, da er vor dem Hause der toten Mine gestanden. Sein Geist begann von da an mehr und mehr zu brechen, und jede Lebensfreude und jeder Trieb zur Arbeit schien in ihm erstorben.

Es kam der Frühling ins Land, in Berg und Tal und Wald seine Wunder zeigend — und drum faßte der arme Mann den Vorsatz, im Walde zu bleiben, und hier sich, dem Obdachlosen, ein Heim zu schaffen, fern der Menschheit mit ihrem unsäglichen Elend und Jammer.

Wer heute das Rinzigtal hinauf geht oder fährt, sieht gleich oberhalb des Städtchens Hasle von der Höhe des Urwaldes herab etwas aus den dunkeln Tannen herausglänzen. Und wenn er fragt, was das sei, so wird ihm jedes Kind sagen können: „Es ist des Sandhasen Hütte.“ Mehr weiß es jedoch nicht. Frägt er aber ältere Personen, so werden sie ihm sagen: „Dort obe het amol a närrschter Moler g'wohnt, un jez genn d' Haslacher nuff wege der schene Usficht.“

Die alte Hütte ist längst vermodert und zerfallen; die erwachsene Jugend von Hasle aber hat voll poetischen Sinnes von Zeit zu Zeit eine neue errichtet und die letzte mit Blech beschlagen, um sie gegen Wind und Wetter fester zu machen. So blizt jetzt das Dach der Hütte vom Walde herab weit ins Tal hinunter beim Sonnenschein.

An schönen Frühjahrmorgen und an warmen Sommertagen sitzen heute die besseren, jüngeren Haslacher oben und singen, jubeln und trinken in die wunderbare Gottesnatur hinein, die vor ihren Augen sich ausbreitet. Selten gedenkt einer mehr der Zeit, da hier ein unglücklicher, hochbegabter Mensch Tage und Nächte in der Einsamkeit verbrachte und seinen Frieden hier fand, nachdem Welt und Menschen ihn von sich gestoßen.

Am Tage, da man seine unglückliche Mutter begrub, hat der Sandhas diese Stelle gesucht und wohl nach tagelangem Suchen entdeckt. Er mochte über manchen Felsen geklettert, durch manch' Gebüsch sich gewunden haben, bis er ein Plätzchen fand, das ihn den Menschen verbarg und zugleich die ganze Natur vor ihm auftat. Und er hat's in zusagendster Art gefunden. Von hohem Felsgestein überragt, von dunklem Tannendickicht

umgeben, schien es jede Sicherheit zu bieten, von Menschen hier nicht gestört zu werden. Ein wenig die Tannen gelichtet, und es erschien eine Fernsicht, wie sie hübscher nicht gedacht werden konnte, hinab ins Kinzigtal und in die Ortenau bis zum Rhein und zum Münster von Straßburg, rechts und links über die Vorberge des Schwarzwaldes, von der Burgruine Geroldssee bis herauf zum waldigen Milkopf.

Nur das Auge eines Malers konnte diesen zaubervollen Punkt ausfindig machen.

Mit unsäglichlicher Mühe machte der Karle sich einen kaum fußbreiten Pfad unter den Felsen hin, errichtete in einer natürlichen Wölbung des Gesteins eine Hütte, darin ein Lager von Moos, holte bei Nacht und Nebel die notwendigsten Gegenstände seiner Habe herauf und wurde Einsiedler.

Hier saß oder lag nun der verlassene Mann, über seine zerschellten Hoffnungen brütend. Waldbeeren waren seine hauptsächlichste Nahrung, und seinen Trank schöpfte er aus dem unweit von seiner Hütte in tiefster Waldeseinsamkeit sprudelnden „heiligen Brunnen“. Bisweilen erschien er, um Speise bittend, auch auf einem einsamen Bauernhof.

Ich habe die zweite von ihm erbaute und bewohnte Hütte noch gesehen. Wenn wir Knaben im Urwald Holz holten oder Buscheln lasen im Spätherbst, kamen wir bisweilen auf die Höhe oberhalb der Einsiedelei. Ein eigenes Schauern überlief uns, wenn einer der älteren Knaben, des Weges kundig, den Vorschlag machte, ins „Sandhasen Hütte“ hinabzusteigen. Schauerlich ward den meisten von uns der Gedanke, die geheimnisvolle Höhle zu betreten, und noch mehr die Angst, der närrisch' Moler, den wir fürchteten, er könnte drunten sein und uns überraschen. Oben in die Felsen legte sich nun der Kühnsten einer und lauschte hinab, ob er nichts höre oder sehe vom Sandhas. Brachte der Spion beruhigende Nachricht, so schlichen wir am Felsen hin und betraten die Hütte still und respektvoll.

Ich erinnere mich nur noch an ein Moosbett und an einen Wandkasten, in welchem eine Art, eine Säge, eine Flöte und einige Bücher durcheinander lagen. Rechts und links des Eingangs zur Hütte standen kleine Weidenkörbchen, die er selbst geflochten und die er in seinem Schönheitsgefühl täglich mit frischen Waldblumen füllte. Als ob wir im Rhythhäuser oder im Venusberg gewesen, so geheimnisvoll schlichen wir wieder aus der Steinhöhle heraus, froh, drinnen gewesen, ohne vom Maler erwischt worden zu sein. Bisweilen begegnete er uns im Walde, wenn wir heimwärts zogen. Er kam vom „heiligen Brunnen“ herauf und hatte Wasser getrunken. Mit Scheu sahen wir dem Manne nach, der schnell wie ein Reh den Wald hinaufeilte seiner Hütte zu. —

(Schluß folgt.)